

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „General-Anzeiger für Schlesien und Posen“

Das Tor der Hölle

Skizze von **Marianne Westerlind.**

„Verdammt nochmal, aber es wirkt komisch, wenn Ihr das Wort Afrika in den Mund nehmt, Herrschaften. Was wißt Ihr von Afrika? Habt im Klubsessel bei Salonlampenschein frisierte Kolonialromane durchblättert. Nein, Ihr habt auch schon hineingerochen ins Land, ganze anderthalb Jahre Tennis gespielt an der Küste, Herrenabende gegeben, mit Gänseleberpasteten beginnend und Talmifetischtänzen endigend, seid im Auto bißchen spazieren gefahren, habt unter Ventilatorengesumme — eisgekühlte Getränke neben Euch auf dem Schreibtisch — gehorsamst eilige, höchst wichtige Berichte auf Aktenbogen niedergeschrieben. Haha, da lachen ja alle Nilpferde.“

Der alte Afrikaner, lederhäutig, mit verkautschten Zügen, noch beim zehnten Whisky-Soda nüchtern wie ein Konfirmand, goß die Lauge seines Spottes mit vollen Kübeln aus. Alle schwiegen. Auf und nieder stieg das Schiff, die Rauchzimmerfenster hoben und senkten sich, und wenn sie sich senkten, lag die ganze, unermeßliche Meeresweite hinterm Glas. Man war bald auf der Höhe von Rio de Ora. Es fing an, unwiderruflich heiß zu werden. Ein paar junge und jüngste Afrikaner, abgesondert von den Deckspielen, vom Flirten beim Vormittagskonzert, scharten sich um Gallus. Er war in ihren Augen wie ein Held. Sein Leben ein Räuberbuch. Jede Seite, die man aufschlug, interessant. Seine Wahrheiten, zuweilen schmerzhaft, nahm ihm niemand übel.

„Kurz und gut,“ begann er wieder, „Ihr machtet Euch zu Hause lächerlich mit der Behauptung, in Afrika gewesen zu sein. Afrika und Euer Küstenklatsch sind zwei verschiedene Dinge. Ein halbes Dutzend Gorillas erbeutet, ebenso oft Schwarzwasser wie Schlangenbisse, widerspenstige Häuptlinge im Hinterland zu Vertragsabschlüssen gebändigt, von Kannibalen zum erstklassigen Festbraten auserlesen, von Fetischpriestern verschleppt, von Alligatoren verschluckt — dann könnt Ihr einen Ton mitreden, verstanden? Einen Ton.“

„Also — um beim Thema zu bleiben — wie war das mit dem Tor der Hölle?“ fragte ein sanfter Assessor.

Gallus goß das elfte Glas hinunter. „Richtig, ja, das wollte ich erzählen. Steward, bringen Sie mal ungezählte Whiskys. Also ja — dammig — wann war das doch? Noch vor der deutschen Flaggenhissung. Schon ein bißchen her. Wenn ich mich nicht irre, war das so bei Sokode herum, wo jetzt eine glatte Autostraße läuft, Himmel, es ist wahr, kein Volk der Erde versteht so vorbildlich zu kolonisieren wie die Deutschen. Damals war das Hinterland noch unerschlossen. Wir wollten bis in die Gegend des Niger vorstoßen. An der Küste war ich aufgebrochen, als der Harmattan wehte. Mit einem weißen Mitarbeiter, blutjung wie ich, und einer Trägerkolonne, bestehend aus Ewes. In Fupa-ho hatte sich uns eine dreizehnjährige Negerin angeschlossen, die nicht abzuschütteln war. Sie hieß Sassi, aber ich taufte sie Umbra, da sie mir wie ein Schatten folgte. Nun ja. Hinter Sokode, auf dem Wege nach Bafilo, stießen wir, aus der Ebene kommend, wieder auf bewaldete Höhenzüge. Grasbrände wüteten, im hohen Elefantengras brüllten die Raubtiere. Meine Träger erlegten einen Löwen, furchtlos; vor dem toten Tier beschrieben sie angstvoll einen Umweg. Diese Neger ersticken im Aberglauben; ihre Schutz- und Rachegeisterlehren machen nicht halt vor Tieren, Bergen, Bäumen. Beseelt sind alle Erscheinungsformen ihrer Sinneswelt. Sie verehren gewisse Schlangenarten, auch Krokodile; göttlich ist ihnen der Drachenbaum, der heilige Fetischbaum. Von Berggipfeln erflehen sie Schutz und Segen, die Götter des Heeres und des Blitzes fürchten sie. Allen guten und bösen Geistern bringen sie Opfer, ja besonders den bösen, wie ihr Gottesdienst sich überhaupt meistens um Abwehr von Schaden dreht. Die Fetischpriester bedauern natürlich nach Kräften das Volk und fordern fleißig Opfergaben ein: Hühner, Schafe, Ziegen. Auch gefüllte Schnapsflaschen nimmt Mawu (Gott) gern durch die Hand seines Dieners.

So gelangten wir in eine berüchtigte Gegend, wo eine Sage umging vom spurlosen Verschwundensein mehrerer Europäer: Engländer und Belgier. Meine Leute warnten mich. Ich glaube, es war bei Aledjo-Kadara. „Apeto, da ist ein Platz, denn nennen sie das Tor der Hölle. Geh nicht dahin.“

Blödsinn. Gerade das rätselhafte Verschwinden meiner beherzten Vorgänger wollte ich aufklären. Sassi umklammerte meine Knie. „peto — geh nicht!“

„Glaubst Du, deutsche Männer fürchten Euren faulen Fetischzauber?“

Aber sie wimmerte angstvoll vor sich hin.

In den Bergschluchten trieb sich viel wilder Völkermischmasch herum, Cabres, Tims, Kabures. Ein friedliches Licht blinkte einzig in den Augen der Haussa. Immerhin — Muttersöhnchen waren wir ja nicht. Mein Reisegenosse Forbach wagte mit zehn Trägern einen Vorstoß, ich blieb mit sechzig Leuten, unter Kapokbäumen rastend, zurück.

Forbach kehrte nicht wieder. Kein verabredetes Lebenszeichen, kein Hilferuf erreichte uns. Wir warteten eine Woche. Dann packte mich die Wut. Ich rüstete meine Leute gut mit Patronen aus und sagte ihnen, wir seien jetzt eine Strafexpedition, was ihnen viel Freude machte.

In einem Bergdorf vor Aledjo-Kadara begrüßte mich bauchrutschend der Häuptling. Ich ließ ein Schwefelholz aufflammen und fragte: „Wo ist der weiße Mann geblieben?“

Angesichts des bläulichen Feuers knickte er zusammen. „Du bist groß, Herr, und ich will Dich preisen, bis mir Haare auf den Zähnen wachsen, aber wo der weiße Mann ist, weiß ich nicht.“

„Scher' Dich zum Teufel, altes Borstenschwein.“

Am Abend erfuhr ich alles. Das Ewig-Weibliche ist kein leerer Wahn. Sassi gebrauchte eine Kriegslist. Mich beschimpfend, erschlich sie das Vertrauen der Eingesessenen, hockte beim Abendfraß mit in ihrem Kreis, erlauschte ihr Geheimnis, ließ es heimlich verdolmetschen.

„Da ist ein großer Berg, Apeto,“ sagte sie, „er ist viele hundert Fuß hoch und fällt plötzlich steil ins Tal. Aus diesem Tal raucht des Morgens der Nebel so weiß, daß es unsichtbar ist. Die Leute hier führen die Fremden auf den Berg und stoßen sie unvermutet in die Tiefe. Dann nehmen sie ihre Gewehre und Patronen. In alten Zeiten haben sie gefangene Feinde oder wandernde Stämme auf diesen Berg geführt und so getötet. Ganze Völker sind vom Boden verschwunden. Apeto, kehre um!“

Das dunkeläugige Tierchen war reizend in seiner Liebe und Angst um mich. Ich lachte und spie Flüche.

Am nächsten Morgen ließ ich mich in angeblicher Neugier nach Götzenzeichnungen an Felsenhängen auf den Berg führen. „Geht voraus!“ brüllte ich die Leute an. „Ich folge.“ Das wollten sie nicht. Und mit Kriegsgeheul brachen von allen Seiten meine Getreuen aus buschigen Verstecken. Ein regelrechtes Feuergefecht entspann sich. Nach wenigen Minuten waren die feindlichen Anführer erledigt, der Rest ergab sich. Der Neger ist untertan der Macht. Die Verkörperung des Machtbegriffs ist ihm Gottheit. „Herr, Du bist größer als der größte Medizinmann,“ bekannte der Häuptling.

„Ich lasse Euch Hunde zu Mus hacken, wenn Ihr nicht Eure Waffen abliefert.“ Demütig strömte das ganze Dorf herbei. Nachdem der dampfende Nebel verzogen, fanden wir unter mühevollem Klettern und Suchen die Leiche meines Reisegenossen. Auf ein ganzes Feld von Schädeln und Skeletten stießen wir. Das Tor der Hölle . . . Es war der 4. Februar. Das Datum habe ich nie vergessen.“

Auf und nieder wogte das Wasser vor den Fenstern. Unaufhörlich stampften die Maschinen im Bauch des großen Schiffes.

Jemand fragte: „Was ist aus Sassi geworden?“

„Weiß ich nicht. Ist ja auch ganz gleichgültig. Halt, nicht doch . . . jetzt fällt mirs ein. Ihr Verrat sickerte durch. Einige Leute, die nachträglich doch nicht ganz an meine Gottsendung und -gleichheit glaubten, gaben ihr Buschgift, Strophantus . . .“

Das war beim elften Glas. Aber jetzt war es kein Soda mit Whisky mehr, sondern Whisky mit Soda.“

Die Rebellion von Abusefa

Erzählung von **Herbert Steinmann** (Nchdr. verb.)

Die letzten Schüsse verhallten. In der Ferne verging das Geräusch trabender Pferde. Dann war wieder das Schweigen der Wüste um das kleine zerschossene Gebäude, um die kleine Station hoch oben an der Grenze der Sahara. Korporal Wassermann warf das heißgewordene Lebelgewehr auf einen der wackligen Stühle und blickte sich nach den drei anderen um. „Ist jemand verwundet?“ fragte er mit matter Stimme. —

„Diesmal ist's noch gut gegangen, Korporal,“ brummte Paul Börner und zog sein faltiges, gelbes, von Narben gefurchtes Gesicht ironisch lächend zusammen. Aus seiner Stimme klang der Gleichmut des alten Legionärs, der in fünfzehn Jahren Dienstzeit alles kannte, was einem alten Landsknecht nur passieren konnte: Hunger und Strapazen, Fieber, Desertion, Strafkompagnie, Kriegsgericht und wilde Kämpfe mit den Eingeborenen.

Die anderen beiden, junge deutsche Legionsrekruten, schwiegen. Sie hatten sich das Leben in der Legion wohl anders vorgestellt, als sie es jetzt hier in diesem Kampf um den verlorenen Posten erfuhren. Zwölf waren sie gewesen, acht lagen da draußen im Sand. Und sie, die letzten vier, lebten wohl kaum noch vierundzwanzig Stunden, wenn die Legion nicht Ersatz sandte. Das wußten sie alle. Korporal Wassermann sprach es aus: „Im Morgengrauen werden sie wiederkommen. Glaube kaum, daß wir den Sturm dann noch überleben. Spart euch die letzte Kugel im Lebel für euch selbst. Nur nicht diesen Bestien lebendig in die Hände fallen.“

Der alte Legionär hatte es sich inzwischen auf dem primitiven Lager bequem gemacht. „Wir machen es ja auch nicht anders, wir von der Legion,“ murmelte er.

Der Korporal pfiff durch die Zähne. „Und Abusefa, he Alter? Wie war es denn mit der Rebellion von Abusefa, he?“

Die beiden jungen Legionäre horchten auf. „Erzähle,“ bat der eine von ihnen. Der alte Legionär richtete sich auf und betrachtete die kunstvoll gedrehte Zigarette, die er eben fertiggestellt hatte:

„Gebt mir gut auf da draußen acht, ihr verflixten Blauen. Und was die Rebellion von Abusefa anbelangt, nun ja, davon könnte man erzählen. Zumal keiner von uns wieder Gelegenheit haben wird, davon zu schwatzen. Also paßt auf. Das war damals, als wir uns in Marokko mit dem Abd el Krim herumschlugen. Ich war bei der dritten Kompagnie des ersten Regiments unserer famosen Legion. Da fingen wir eines Tages unweit Abusefa einen Europäer, der augenscheinlich zu den Leuten Abd el Krims gehörte. Wäre es einer von den braunen Halunken gewesen, so wäre er wohl kaum lebend nach Abusefa, unserem Standquartier, gekommen. So brachten sie ihn vor unseren Capitain. Unser Gefangener war ein starker Mann in den besten Jahren, mit so blonden Haaren und so blauen Augen, daß man ihn für einen Deutschen hätte halten können, hätte er nicht unentwegt zu unseren Fragen mit dem Kopf geschüttelt, oder einige englische Worte gesprochen. Nach kurzem Verhör ließ ihn unser Alter in die dreckige Zelle eines Araberhauses stecken, das wir als Gefängnis benutzten. Im Vorraum bezogen wir dann mit zwölf Mann unter einem Korporal die Wache, alles Deutsche, wie denn überhaupt die ganze Kompagnie fast nur noch aus Deutschen bestand. Mitten in der Nacht, wir lagen im Halbschlummer alarmbereit herum und draußen tapste der Posten auf und ab, da rief auf einmal der Korporal, der lange Kersten war es: „Verdammt, was pfeift der Kerl denn da in seiner Zelle?“ Wir fuhren mit den Köpfen hoch, und da hörten wir es mit einem Male alle, diese abgerissenen, so wohlbekannten Töne — dieser, unser Gefangener, dieser Englishman pfiff unentwegt: Deutschland, Deutschland über alles. Wir sahen uns an mit roten Köpfen, wir dachten alle dasselbe. Und dann sprangen wir mit einem Male auf und holten ihn heraus. Dann saß er mitten unter uns, unser Gefangener, und erzählte von Deutschland. Und dann sang er uns deutsche Volkslieder vor. Wir waren alle räudige Schafe, wie wir da saßen in dieser verfluchten Uniform der glorreichen Legion. Harte, böse Gesellen, und doch lauschten sie alle wie die Kinder, und mancher von diesen Kerls, die Tod und Teufel nicht fürchten, wischte sich das Naß aus den Augen. Es war eine ganz verteufelte Stimmung. Ein Glück, daß der Capitain am anderen Ende der Ortschaft hauste und sich ebensowenig den Teufel um unseren Gefangenen kümmerte wie die wenigen französischen Unteroffiziere. So ging das fünf Tage, und jedesmal war eine andere Wachmannschaft bei dem Gefangenen. Am sechsten Tage entschloß sich der Capitain, den Englishman erschießen zu lassen, da er doch nichts aus ihm herausbekommen konnte. Im hellen Sonnenlicht des Marktplatzes von Abusefa brüllte er vor der Front: „Freiwillige vor!“ Wir standen wie eine Mauer. Kein Fuß rührte sich. Da schrie er die erste Sektion an, sie möge vortreten. Die erste Sektion rührte sich nicht. Puterrot wurde der Alte. Er rief die französischen Unteroffiziere zu sich und befahl ihnen die Exekution vorzunehmen. Da raschelte es verdächtig in der Kompagnie. Die Gewehrkolben zuckten. Der Sergeantmajor Andree rettete noch gerade die Situation, indem er dem Alten zu bedenken gab, der Gefangene gehöre ins Hauptquartier vors Kriegsgericht. Denn unsere Lebel waren damals scharf geladen und wir waren im Krieg. Da ließ der Capitain den Gefangenen wieder in seine Zelle führen. Schon in der Nacht war er über alle Berge. Am nächsten Abend aber stürmten wir wieder wie die Teufel. Die halbe Kompagnie ging drauf, darunter sämtliche Offiziere. So blieb die Rebellion von Abusefa vergessen und wenige leben noch, die sie kennen. Und die wohl auch nicht mehr lange. Das war der einzige Gefangene, den die Legion je laufen ließ.“ Der alte Legionär schwieg.

„Araber von allen Seiten!“ riefen plötzlich die beiden jungen Rekruten. Und da trabte es im Morgengrauen schon heran, weiße Mäntel wehten. Prasselnd schlug der Kugelhagel wieder auf den verlorenen Posten. Die vier Legionäre standen an den Schießscharten. Stumm und ingrimmig handhabten sie die Lebelgewehre. Korporal Wassermann brach zusammen, das berühmte Wort des General Cambronne, das Lieblingsfluchwort der Fremdenlegion auf den erblassenden Lippen.

„Es wird Zeit für die letzte Patrone!“ knurrte Börner. Immer näher und näher kam der Feind heran. Doch jetzt, — warum kommen sie nur nicht? Sie schwenken ab, preschen davon. In der Ferne zerflatterten weiße Mäntel. Und da drübten blitzen Bajonette, leuchten weiße Nackenschleier am blauen Käppi. Ein Trommelsignal tönt herüber zu dem verlorenen Posten.

„Da ist sie die Legion, die verdammte!“ murmelte der alte Legionär und schritt zur Tür. An der Schwelle wandte er sich noch einmal zu den beiden jungen Kameraden um. „He, ihr verflixten Blauen, was ich heut nacht erzählt hab' — eh, ein alter Legionär schwätzt mitunter. Daß ihr mir das Maul haltet!“ Und er schritt der Legion entgegen, um sich bei dem Kommandierenden zu melden, vorschriftsmäßig, ganz vorschriftsmäßig.

Bunte Chronik

Warm und wohlig macht das Lachen! Das Lachen aber ist ein Geschenk der vereinigten Fliegenden und Meggendorfer Blätter an ihre Leser, denn jedes Heft dieses wöchentlich erscheinenden Familienwitzblattes bringt so viel neue Witze und Anekdoten, Humoresken und Satiren, daß jeder Leser das finden kann und muß, was ihn besonders belustigt und erheitert. Was aktuell ist, die Zeit und den Tag charakterisiert, wird in Glossen und Versen witzig und gut pointiert dargestellt und die Komik des Alltags dem grämlichen Erleben wirksam entgegengehalten. Bilder, Karikaturen und Illustrationen erster Zeichner und langbewährter Mitarbeiter geben jedem Heft ein buntes und künstlerisches Aussehen und was geboten wird, gewinnt an Wert und Eindringlichkeit durch die hervorragende Art der Reproduktion. Rätsel und Preisaufgaben regen den Leser zu Denkarbeit und eigener humoristischer Produktion an. Der letzteren winken sogar erhebliche Geldpreise für die besten Leistungen. Dabei sind die Fliegenden und Meggendorfer absolut und vollkommen unpolitisch. Das Abonnement auf die Fliegenden Blätter kann jederzeit begonnen werden. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jedes Postamt entgegen, ebenso auch der Verlag in München 27, Möhlstraße 34. Die seit Beginn eines Vierteljahres bereits erschienenen Nummern werden neuen Abonnenten auf Wunsch nachgeliefert.

*** Fahrendes Volk.** Als unter Kaiser Maximilian 1499 ein Reichstag in Regensburg tagte, hatte der Magistrat der Stadt verboten, den fahrenden Leuten die Tore zu öffnen, um jeden unnötigen Lärm aus der Stadt fern zu halten. Vor dem Tor der Stadt warteten sie auf die Ankunft des Kaisers und baten ihn, beim Magistrat für sie die Erlaubnis zum Einzug in die Stadt zu erwirken. Der Kaiser antwortete scherzend: „Faßt den Schweif meines Pferdes; was an meinem Pferde hängt, wird der weise Rat der Stadt wohl mit hinein lassen müssen.“ Da faßten einige den Schweif des Pferdes, und alle anderen hängten sich an die Kleider der Vorangehenden, so daß ein langer Zug fahrender Leute am Schweif des kaiserlichen Pferdes hing. — So kamen die „Fahrenden“ im Jahre 1499 in die Stadt Regensburg.

*** 10 000 Kinder dürfen fliegen.** 10 000 Kinder dürfen fliegen. Leider nur in England. Dort aber hat sich ein reicher und kinderliebender Mann gefunden, Sir Charles Wakefield, der die Kosten für den Flug von 10 000 englischen Kindern aus allen Landesteilen mit dem Flugzeuge „Jugend von England“ bereitgestellt hat. In London flogen allein 100 Schulkinder der inneren Stadt unter Führung des bekannten englischen Piloten Cobham. Nach ihren Eindrücken befragt, kamen unter anderen folgende Antworten: „Es ging zu schnell, ich habe nichts gesehen, bloß die Pferde; sie kamen mir wie kleine Katzen vor.“ — „London sah von oben wie ein Spielzeug aus, und die Elektrischen und die Eisenbahnen kamen mir viel länger vor, als sie wirklich sind.“ — „Das schönste war das Rumpeln und Stoßen bei der Landung. Da sind wir durcheinander geflogen. Und ebenso schön ist es, daß wir heute nachmittag keine Schularbeiten machen müssen.“ — „Ich habe mächtige Angst gehabt vor einem Absturz, aber ich möchte diese Angst noch einmal mitmachen; es war zu spannend.“ Diese letzte Bemerkung stammt natürlich von einem kleinen Mädchen. Die Veranstaltung wird eine ungewöhnliche Belebung der Aufmerksamkeit für Flugangelegenheiten hervorrufen. Und das ist das Ziel, das Sir Wakefield mit seiner Großherzigkeit erstrebt.

ck. **Aus der Hölle — ins Paradies.** Wenigen Menschen ist wohl ein größerer Umschwung in ihrem Schicksal beschieden gewesen als dem Marseiller Arzt Dr. Bougart, der zum lebenslänglichen Schmachten in der Hölle der Strafkolonie von Französisch-Guayana verurteilt war und sich jetzt in einer Lage befindet, die weit angenehmer ist als die, die er jemals in Marseille erreicht hat. Bougart wurde seinerzeit in einem aufsehenerregenden Prozeß zur Deportation auf Lebenszeit wegen der Ermordung eines Gläubigers verurteilt, dessen er sich in seinen finanziellen Nöten entledigen wollte. Es gelang ihm vor kurzem, mit Hilfe von Geld, das ihm auf geheimnisvolle Weise aus Frankreich geschickt worden war, aus der Strafkolonie zu entweichen und sich nach Venezuela zu retten, wo die Sträflinge, die der „Hölle“ entronnen sind, ohne Furcht der Wiederverhaftung leben können. Als er in dem Lande seiner Rettung eintraf, herrschte dort grade eine schwere Cholera-Epidemie, und Bourget stellte sein Können den Behörden zur Verfügung; er arbeitete als Arzt in den Cholerabaracken mit

so großer Aufopferung und Hingebung, daß er rasch das allgemeine Ansehen errang, und bald eine blühende Praxis hatte. Er verbesserte seine Lage noch, indem er eine reiche Italienerin heiratete. Jetzt bewohnt er bei Campano eine prächtige Villa, hat außerdem noch ein anderes Haus, zwei Kraftwagen und hat sich eine Klinik eingerichtet, die ganz modern ausgestattet ist. Aus der Hölle ist es ins Paradies gekommen, und diejenigen unter seinen früheren Bekannten, die ihn für unschuldig hielten, werden glauben, daß es der „Finger Gottes“ sei, der ihn so glücklich geführt habe.

ck. **Eine Schulklasse von Zwillingen und Drillingen.** Amerika hat so manche merkwürdige Klasse in seinen Sonntagsschulen. Da gibt es eine, die nur von Millionären besucht wird; dann gibt es mehrere, die nur aus Blinden bestehen, und in Chicago ist sogar eine Klasse eingerichtet, die nur die 12 Mitglieder einer einzigen Familie besuchen. Aber die sonderbarste Sonntagsschulklasse unterrichtet der Geistliche der Sunnyside-Baptistenkirche von Los Angeles Byron G. Hill. Diese Klasse besteht nämlich aus 5 Paar Zwillingen und aus einem „Satz“ Drillingen, und der ehrgeizige Reverend hofft, bald noch zwei weitere Paare Zwillinge für seine Klasse zu gewinnen, sodaß sich die Zahl der Schüler, die jetzt die bedenkliche Zahl 13 beträgt, auf 17 erhöhen würde. Der Gedanke, eine solche Sonderklasse zu bilden, kam Hill, als er feststellte, daß sich unter den Mitgliedern seiner Gemeinde eine so ungewöhnlich große Zahl von Zwillingen und sogar Drillinge befanden. Er nahm also diese Kinder zusammen und hat mit den 13 Knaben und Mädchen, die nur aus sechs Familien stammen, sehr schöne Erfolge erzielt. Die Klasse ist die beste in seiner Sonntagsschule, und er ist besonders stolz darauf, ihre Leistungen vorzuführen.

★ **Der Tod des Entfesselungskünstlers.** Die Obduktion der Leiche des 18jährigen Heinrich Frank in Graz, der, wie gemeldet, in der elterlichen Wohnung, an einen Trambalken gefesselt, tot aufgefunden worden war, ergab, daß Frank an Erstickung im Brechakt gestorben ist. Er hat sich mit vollem Magen in die Fesselungsvorrichtung am Balken aufgehängt, während um den Hals das Halstuch befestigt war. Durch den Druck am Hals entstand der Brechreiz. Der erbrochene Mageninhalt geriet in die Lunge.

★ **Verhängnisvoller Irrtum einer Eifersüchtigen.** Frau Leopoldine H. in Wien war schon seit längerer Zeit von der ehelichen Treue ihres Gatten Hermann nicht ganz überzeugt. Als sie eines Abends im Bette lag, hörte sie draußen auf dem dunklen Gang flüstern. Leise schlich sie an die Tür und horchte. Wie war ihr da, als sie wirklich die Stimme ihres Mannes zu erkennen glaubte, die sich mit einem weiblichen Lachen vermischte. Leise öffnete sie das Guckfenster der Tür, da hörte sie gar den Schall eines Kusses. „Na, euch werd' ich es schon zeigen!“ flüsterte Frau Poldi erregt, ergriff einen in der Nähe stehenden Kübel und öffnete leise die Tür. Richtig, jetzt sah sie die beiden. Eng aneinandergeschmiegt, vereinigten sie soeben ihre Lippen zu einem zweiten Kuß. In diesem Moment fuhr Frau Poldi dazwischen. „Sie Flitscherl, werden Sie meinen Mann in Ruhe lassen?“ schrie sie und eins, zwei stülpte sie der holden Gestalt den Kübel über den Kopf. Dann wandte sie sich dem Manne zu. Aber, o Schreck, das war ja gar nicht ihr Mann, sondern der Herr Pepi J., der Bräutigam des Fräulein Steffi. Und die Frau, der sie den Kübel auf den Kopf gesetzt hatte und die sich jetzt plagte, den Kopfschmuck loszubekommen, war eben das Fräulein Steffi. Frau Poldi sank das Herz in ihre Nachtpantoffeln und sie flüchtete in ihre Wohnung, die sie fest hinter sich zuriegelte. Aber es half alles nichts. Auf das Geschrei des Fräulein Steffi und des Herrn Pepi wurde es Licht im Hausflur. Aus allen Wohnungen strömten die Nachbarn herbei, deren vereinigten Bemühungen es gelang, Fräulein Steffi, die inzwischen ohnmächtig geworden war, von dem Kübel zu befreien. Vor dem Bezirksgericht fand die Fortsetzung dieses nächtlichen Abenteuers statt. „Ich habe ja nichts Böses gemeint!“ verteidigte sich Frau Poldi. „Ich bin halt gar so eifersüchtig!“ Richter: Das ist doch keine Entschuldigung. Das Fräulein ist ganz unschuldig zum Handkuß gekommen und dazu haben Sie es ganz unglaublich beschimpft. Angekl.: Ich möcht' das Fräulein um Verzeihung bitten. Richter (zur Klägerin): Würden Sie der Frau vielleicht verzeihen? Sie ist ja zu bedauern, Eifersucht ist auch eine Krankheit. Angekl.: Schau'n S', Fräulein Steffi, das einemal tun S' mir noch verzeihen. Fräulein Steffi: Na, meinetwegen. Ich ziehe die Klage zurück.

ck. **Die Gewerkschaft der Eintänzer.** Die berufsmäßigen Eintänzer von Paris, dort „Gigolos“ genannt, haben es notwendig gefunden, sich zu einer Gewerkschaft zusammenzuschließen, um sich besser gegen das Eindringen unerwünschter „Liebhaber“ schützen zu können. Die Zeiten sind dahin, in denen ein eleganter Eintänzer in einem der beliebten Tanzlokale seine 15 000 Francs den Monat verdiente, denn die Konkurrenz ist zu groß geworden. Eine neue Klasse von Gigolos erschien in den Tanzsälen. Junge, gut aussehende Leute, die den Tag über in Büros arbeiten, Staatsbeamte, die ihr Einkommen vergrößern müssen, wetteifern mit den Berufseintänzern um die Gunst der tanzfreudigen Damen. Und was das Schlimmste ist: sie bedienen sich dabei unfairer Mittel. So behaupten wenigstens die Berufstänzer. Sie beklagen sich darüber, daß diese Amateure sich sogar anbieten, ohne jedes Entgelt bis zwei Uhr nachts zu „arbeiten,“ und außerdem drücken sie in unerhörter Weise die Preise. Damen gesetzten Alters, die ihren Partnern für drei bis vier Runden einen Hundert-Francs-Schein in die Hand drücken, finden jetzt Kavaliere, die die gleiche Leistung für 50 Francs vollbringen. Um gegen diese traurigen Zustände anzukämpfen, haben sich mehr als 100 Berufstänzer zusammengeschlossen und verlangen, daß die Zulassung zu den Lokalen geregelt wird und daß nur solchen Tänzern die Erlaubnis erteilt wird, die sich als wirkliche Berufstänzer ihren Fähigkeiten und ihrem Charakter nach ausweisen sollen. Jeder zugelassene Gigolo soll eine Ausweiskarte erhalten, die von der Direktion des Lokals und der Gewerkschaft gestempelt ist. Auf diese Weise hofft man, die unerwünschten Elemente fern zu halten, die nach der Behauptung der Gewerkschaftler „den Stand entehren.“

ck. **Die Schwiegermutter als Scheidungsgrund.** Wenn ein junger Ehemann seine Frau zwingt, mit ihrer Schwiegermutter in derselben Wohnung zu leben, so ist dies eine „grausame Behandlung,“ die nach dem Urteil eines Pariser Gerichtshofs als Scheidungsgrund gelten kann. Eine junge Frau hatte nach ihrer Heirat die Erfahrung machen müssen, daß die Wohnung, in die sie ihr Mann führte, auch noch von seiner Mutter geteilt wurde. Sie forderte, daß der Mann für sie beide eine eigne Wohnung nehmen sollte, und als dies nicht geschah, verließ sie ihn. Der Ehemann klagte daraufhin auf Scheidung und gab als Grund böswillige Verlassung an. Aber die Frau behauptete, daß ihr nicht zugemutet werden könne, mit der Schwiegermutter zusammenzuwohnen. Das Gericht entschied zu Gunsten der Frau und erklärte, ein Mann, der seine Frau zwinge, mit ihrer Schwiegermutter zusammen zu leben, mache sich dadurch einer „grausamen Behandlung“ schuldig, die sich die Frau nicht gefallen zu lassen brauche . . .

★ **Lebenslängliches Zuchthaus für einen ungedeckten Scheck.** In Brooklyn wurde vor kurzem ein angesehener Kaufmann wegen Ausgabe eines ungedeckten Schecks zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Die Verurteilung erfolgte auf Grund der Baumes-Gesetze, die seinerzeit erlassen wurden, um dem in den Vereinigten Staaten immer mehr um sich greifenden Verbrecherunwesen zu steuern. Diese Gesetze enthalten unter anderem die Bestimmung, daß jeder, der viermal des gleichen Verbrechens überführt wird, mit lebenslänglichem Zuchthaus zu bestrafen ist. Der erwähnte Kaufmann, der bereits über sechzig Jahre alt ist, hatte zum erstenmal in seiner frühen Jugend einen ungedeckten Scheck ausgegeben, und war deshalb zu einer Geldstrafe von fünfzig Dollar verurteilt worden. Das zweite- und drittemal konnte der Kaufmann, der inzwischen reich geworden war, zwei Schecks nicht sofort einlösen. Er wurde abermals zu Geldstrafen verurteilt. Vor kurzem hat er, obwohl er über ein Vermögen von hunderttausend Dollar verfügt, einen Scheck von dreihundert Dollar momentan nicht einlösen können. Das Gericht mußte ihn nach dem Buchstaben des Gesetzes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilen. In der Urteilsbegründung teilte der Vorsitzende mit, daß das Gericht im vorliegenden Falle gegen seine innerste Ueberzeugung geurteilt habe, jedoch die Gesetzesvorschriften nicht umgehen könne.

★ **Ein Schutzbündler erschießt seinen Bruder.** Ein Fall, der seinerzeit großes Aufsehen erregte, beschäftigte das Schöffengericht in Korneuburg. Es handelt sich um den Tod des 28jährigen Chauffeurs Franz Dunkl aus Laa an der Thaya, der in der Nacht zum 22. September durch einen Schuß ins Hinterhaupt getötet wurde. Der Tod des jungen Menschen schien zuerst sehr rätselhaft und gab zu allerlei Deutungen Anlaß, bis er schließlich eine tragische Aufklärung fand: Es war der eigene Bruder des Getöteten, der 30jährige Hilfsarbeiter und Schutzbündler Friedrich Dunkl, der den Schuß ohne Absicht abgegeben hatte. Die beiden Brüder trugen Pistolen bei sich und als sie ihre Waffen im Freundeskreis demonstrierten, ging die Pistole Friedrichs los und traf seinen Bruder. Nun hatte sich Friedrich Dunkl wegen fahrlässiger Tötung zu verantworten. Er war in der Verhandlung vollständig zerknirscht. Der Senat verurteilte den Angeklagten unter Anwendung äußerster Milde zu einem Monat strengen, verschärften Arrests.

★ **Messerstiche in die Augen.** Der alte Michel Potzmann war bis vor zwei Jahren einer der reichsten Bauern des burgenländischen Dörfchens Rohr. Als er 60 Jahre alt wurde, beschloß er, sich das Leben etwas leichter zu machen und ins Ausgedinge zu gehen. Sein leiblicher Sohn war schwachsinnig und lehnte die Uebernahme der großen Wirtschaft ab, aber der Stiefsohn, den die zweite Frau Potzmanns in die Ehe mitgebracht hatte, wartete schon lange auf die günstige Gelegenheit, selbst Bauer zu werden. Es wurde bei einem Notar ein Uebergangsvertrag ausgefertigt, unter den der Alte, der zwar siebzehn Joch Grund, Pferde und viele Kühe, aber nicht die Kenntnis des Lesens und Schreibens besaß, seine drei Kreuzel setzte. Bald nach der Uebergabe begannen Streitigkeiten mit dem Alten, der sich benachteiligt und übervorteilt glaubte. Schließlich verließ er den Hof und verdang sich als Taglöhner. Vier Prozesse, die er gegen den Stiefsohn angestrengt hatte, verlor er. Im Laufe dieses Jahres wurde dem einundsiebzigjährigen Manne die Arbeit zuwider. Er begab sich zu einem seiner früheren Nachbarn und bat ihn, bei Frau Potzmann zu vermitteln, damit er wieder aufgenommen werde. Die Frau weigerte sich aber, indem sie Furcht vor dem Alten vorschützte, der gedroht habe, sie umzubringen. Da beschloß Potzmann, an seiner Frau *furchbare Rache* zu nehmen. Die *Augen* wollte er ihr *ausstechen*. Wenn er seinen Besitz nicht mehr sehen durfte, sollte sie den Hof auch nicht mehr sehen. An einem Sonntag lauerte er der Frau auf dem Kirchgang unter einem Gebüsch auf, überfiel sie, warf sie zu Boden und *stach* ihr mit einem Messer *in beide Augen*. Als auf die Hilferufe der Ueberfallenen Leute herbeieilten, ließ Potzmann von seinem Opfer ab und lief davon. Er wurde aber bald festgenommen. Die Unglückliche ist seither auf dem rechten Auge erblindet. Das linke Auge konnte gerettet werden. Jetzt hatte sich Potzmann vor einem Schöffensenat des Landgerichts wegen qualifizierter schwerer Körperverletzung zu verantworten. Der alte Mann erklärte, daß er der Frau nur einen Denkzettel geben wollte, während er in der Voruntersuchung zugegeben hatte, daß seine Absicht gewesen war, sie völlig blind zu machen. Der Gerichtshof verurteilte Potzmann zu einem Jahre schweren Kerkers. Frau Potzmann will nun ihren Mann auf Zahlung von viertausend Schilling Schmerzensgeld klagen.

Gesundheitspflege

Unsere Wohnung im Winter

Von Med.-Rat Dr. Weber, Waldkirch in Baden.

Alle gesundheitlichen Mängel unserer Wohnungen machen sich im Sommer viel weniger bemerkbar, als im Winter, weil wir uns im Sommer die wenigste Zeit des Tages in der Wohnung aufhalten.

In den Sommernächten hält heute wohl jeder die Schlafzimmerfenster offen, so daß auch hier selbst bei Raummangel für gute Luft gesorgt ist. Anders im Winter, wenn der Mensch so bald wie möglich des Hauses Schutz gegen die Unbilden der Witterung aufsucht, und wenn sich alles in oft viel zu kleinen und unzureichenden Räumen zusammendrängt. Deshalb soll man sich, ebenso wie man sich durch Beschaffung der nötigen Vorräte auf den Winter vorbereitet, vor Eintritt der kalten Jahreszeit zu Bewußtsein führen, was alles dazu gehört, um bei dem engen Zusammenleben in geschlossenen Räumen keinen gesundheitlichen Schaden zu erleiden und gut und gesund durch den Winter zu kommen.

Die wichtigsten Faktoren, die wir hier berücksichtigen müssen, sind Luft, Wärme und Licht. Die Luft hängt mit den Raumverhältnissen der Wohnung innig zusammen. Je größer und höher die Zimmer sind, um so mehr Sauerstoff steht uns zur Verfügung. Mit der Wärme verhält es sich umgekehrt, je kleiner die Zimmer, um so besser und sparsamer lassen sie sich heizen. Man wird also hier einen gesunden Mittelweg finden müssen, um beiden Anforderungen gerecht zu werden. Die größte Sorgfalt müssen wir dem Schlafzimmer zuteil werden lassen, in dem sich der Mensch am längsten aufzuhalten pflegt und in dem infolge der Körperruhe lange nicht so ausgiebig geatmet wird, als bei Bewegung des Körpers. Hier muß die Luft also besonders gut sein, während die Frage der Heizbarkeit eine untergeordnete Rolle spielt, da die Schlafzimmer ja meist nicht oder nur vom Nebenzimmer aus geheizt werden. Ein solches Zimmer kann aber im Winter sehr stark auskühlen und dann kann die in den Wänden und Boden steckende Feuchtigkeit zu schädlicher Wirkung kommen. Deshalb soll das Schlafzimmer möglichst nach Süden gelegen sein und durch ausreichend große Fensteröffnungen soll ermöglicht werden, daß die Sonne es anwärmen und austrocknen kann. Die Schlafzimmer sollen also die größten und besten des ganzen Hauses sein. Ihre Zahl richtet sich nach der Größe der Familie. Die Wohnstube wird heute vielfach durch die Wohnküche ersetzt, um an Raum zu sparen. Eine ideale Lösung ist das aber nicht. Meist ist eine solche Küche viel zu klein und die Luft darin ist, besonders wenn auch noch darin gewaschen wird, mit Wasserdampf gesättigt. Bei starker Heizung, die ja in der Küche nicht fehlen kann, ist der längere Aufenthalt in solch feuchtwarmer Luft unerträglich. Ganz besonders gilt dies für Säuglinge und Kleinkinder, die grundsätzlich nicht in der Küche verwahrt werden sollten, einmal wegen der ungesunden Luft, dann aber auch wegen der Gefahr der Verbrennung und Verbrühung. Die Benutzung der Küche zu Wohnzwecken ist auch für die dort bereiteten oder aufbewahrten Speisen nicht vorteilhaft, da von außen viel Schmutz mit den Schuhen hereingetragen wird, der dann zu Staub zerfällt, und da durch Husten, Spucken, Rauchen u. dgl. eine Verunreinigung der Lebensmittel stattfinden muß.

Bei der Heizung ist darauf zu achten, daß bei möglichster Ersparnis von Heizmaterial eine ausreichende Erwärmung der Wohnräume erzielt wird. Am besten ist natürlich die Zentralheizung. Allein auch sie hat gewisse Nachteile. So übt z. B. das Verbrennen des Staubes an den Oefen und Heizkörpern eine sehr lästige Reizwirkung auf die Atmungsorgane aus. Es ist das eine Belästigung, die vielfach als trockene Luft empfunden wird und die man durch Verdampfen von Wasser zu bekämpfen sucht. Viel mehr Erfolg hat man aber durch Freihaltung der Zimmer und der Oefen oder Heizkörper von Staub.

Zur richtigen Ausnutzung des Heizmaterials und somit auch wieder zur Ersparnis muß das Heizen gelernt sein. Es hängt alles von der Luftzufuhr ab, wie das Feuer anbrennt, wie das Heizmaterial in langsamem und gleichmäßigem Verbrennen gehalten wird und wie die Wärme möglichst zweckmäßig ausgenutzt wird. Beim Anheizen muß das Brennmaterial gleichmäßig über den Rost verteilt werden und darf nicht in einen Haufen nahe der Feuerungstür gelegt werden. Nachdem angezündet ist, wird die Feuerungstür angelehnt, die Aschenkastentüre weit geöffnet. Jetzt dringt von unten her ein starker Luftstrom durch das ausgebreitete Heizmaterial und bringt dieses schnell in Glut. Würde man es so weiter brennen lassen, dann wäre der Ofen sehr schnell leergebrannt. Deshalb schließt man nun die Aschenkastentüre lose, die Feuerungstür fest, so daß nur noch ein leichter Luftzug stattfindet. Hierdurch erreicht man ein gleichmäßiges und allmähliches Ausbrennen. Jedesmal, wenn frisches Brennmaterial auf die Glut geworfen wird, muß die Aschenkastentüre für kurze Zeit geöffnet werden, bis das Anbrennen erfolgt ist. Eine im Ofenrohr etwa vorhandene Klappe darf erst geschlossen werden, wenn keine Glut mehr im Ofen ist, weil sonst Austritt von giftigen Gasen zu befürchten wäre. Dann erreicht man, daß der Ofen auch nach dem Verlöschen noch längere Zeit warm bleibt. Dies kommt aber nur für Kachelöfen in Betracht.

Während der Heizperiode ist die Lüftung der Räume von besonderer Wichtigkeit, weil durch das Feuer viel Sauerstoff verzehrt und die Luft dadurch schnell verdorben wird. Wenn es auf eine schnelle Lufterneuerung ankommt, macht man Durchzug durch Oeffnen von Tür und Fenster. Nach zwei Minuten hat man vollen Erfolg. Die dadurch erfolgte Abkühlung gleicht sich bei brennenden Oefen sehr schnell wieder aus. Während solcher gewaltsamen Lüftung, die höchstens ein- oder zweimal am Tage nötig sein dürfte, wird man sich natürlich nicht im Zug aufhalten, besonders Kinder nicht, weil dann Erkältungsgefahr besteht. Für die normale Lüftung, die auch in Anwesenheit der Bewohner vorgenommen werden kann, genügt das Oeffnen eines Fensters für einige Zeit, und zwar ist es wirksamer und gleichzeitig für die Bewohner angenehmer, wenn die Oberklappe geöffnet wird, und nicht die ganzen Fensterflügel.

An den langen Winterabenden, wenn nach Feierabend die Mutter ihre Handarbeiten macht, der Vater seine Zeitung liest und die Kinder die Schularbeiten machen, verdient die Beleuchtung unserer Wohnung besondere Berücksichtigung. Die — heute wohl fast überall elektrische — Lampe darf nicht, wie man es oft findet, mitten im Zimmer und hoch an der Decke hängen. Hier macht sie zwar das Zimmer im allgemeinen schön hell, für die Naharbeiten am Tisch aber reicht das Licht nicht aus. Die Lampe muß deshalb über dem Familientisch hängen und zum Auf- und Abziehen eingerichtet sein, damit die Beleuchtung nach Bedarf abgestuft werden kann. Man soll nicht aus kleinlicher Sparsamkeit schwache Leuchtkörper verwenden; was diese an Strom sparen, geht auf Kosten unserer Augen. Auch soll das Licht nicht zu grell sein, entweder dämpft man es durch dünne Schleier, oder man verwendet matte Birnen. Und zum Schluß noch eins: man zünde das Licht nicht zu spät an, Arbeiten im Dämmerlicht ist für die Augen sehr ungesund.

Schädigt saure Milch die Zähne?

Die Säure der Dickmilch oder sauren Milch, die Milchsäure, entsteht aus dem Milchzucker durch Einwirkung von Mikroorganismen. Am Ende des Säuerungs- und Gerinnungsprozesses enthält die Milch 0,3—1,3 % Milchsäure. Als Nebenprodukte der Milchzuckervergärung könnte man aufzählen: Ameisensäure, Essigsäure, Buttersäure, Bernsteinsäure u. a.; jedoch sind diese in so minimalen Mengen vorhanden, daß sie praktisch kaum ins Gewicht fallen. Die säurebildenden Bakterien und vor allem die sich entwickelnde Säure selbst halten das Wachstum schädlicher Keime hintan. Jedoch können wir dies nur erwarten von einer Sauermilch, die ordnungsgemäß den Säuerungsprozeß durchmacht. Deshalb soll man auch nicht, falls sich die Gärung der Milch hinauszögert, durch längeres Warten oder noch stärkeres Erwärmen die Gerinnung erzwingen; es kann sich ereignen, daß unter solchen Umständen Bazillen zum Wachstum kommen, die schwer gesundheitsschädlich sind.

Von den Sauermilchen ist zunächst unsere landesübliche Dickmilch zu nennen. In zweiter Linie ist der Jo-Urt oder Joghurt oder bulgarische Sauermilch bekannt. Sie ist im wesentlichen dasselbe wie unsere Dickmilch. Sehr beliebt, wenn auch nicht so nahrhaft wie die beiden obengenannten, aber besonders wohlfeil ist die Buttermilch (wir denken nur an die saure Buttermilch des Handels). Als vierte Sauermilch im weiteren Sinne ist der Kefir zu nennen (Kefir entsteht durch sauer-alkoholische Gärung und gleichzeitige teilweise Verdauung des Milcheiweißes). Zu erwähnen ist noch der Kumys, eine durch Milchsäurebazillen und eine Hefeart vergorene Stuten- oder Eselinnenmilch.

Es könnte nun scheinen, daß der Gehalt der Sauermilchen an Milchsäuren den Zähnen schädlich wäre, da man annimmt, daß beim Zustandekommen der sog. Zahnkaris neben Bakterien die im Munde entstehende Milchsäure eine wesentliche Rolle spielt. Dem ist aber nicht so. Wir wissen aus der Praxis, daß ganze Völker reichlich Sauermilch und Sauermilchprodukte genießen. Ihre Gebisse sind dabei tadellos. Auch bei uns gibt es viele Leute, die regelmäßig Buttermilch genießen, ohne Schaden an ihren Zähnen zu nehmen. Immerhin wird von fachmännischer Seite sehr besorgten Patienten oder solchen mit schlechten Zähnen geraten, nach jeglichem Sauermilchgenuß den Mund mit Wasser zu spülen.

Hütet Arzneien vor Kinderhänden

Von Dr. med. et. phil. Trendsel-Bremen.

Eine stark nervöse Mutter war wegen langdauernder Schlaflosigkeit zu ihrem Arzt gegangen und hatte sich ein Schlafmittel verschreiben lassen. Die kleinen weißen Tableten lagen achtlos auf ihrem Nachttisch, und als sie eines Tages ausgegangen war und ihr Kind mit einem Spielzeug allein in der Wohnung zurückgelassen hatte, fand Klein-Eva beim Durchsuchen der Wohnung die kleinen weißen Tabletten. Ihre Hände faßten sie und bald war eine im Munde verschwunden. O, wie schmeckte die süß, noch eine und noch eine wurden genommen und auf einmal wurde das Kindchen ganz müde und schlief auf dem Fußboden liegend ein. Als die Mutter nach Hause kam, war es merkwürdig still in der Wohnung. Sie rief nach Klein-Eva, aber niemand antwortet ihr. Eine kalte Angst erfaßte sie und sie begann eilig zu suchen. Plötzlich fand sie ihr Kind leichenblaß, schwer atmend, bewußtlos vor ihrem Bette liegen, in der Hand noch eine von den kleinen weißen Tabletten. Am gleichen Tage wurde das Kind in die Klinik eingeliefert, und es gelang den Aerzten nach vielen Mühen, das Leben des Kindes zu erhalten. Drei Tage war es bewußtlos und die Eltern in Sorge. Nach Wochen war Klein-Eva wieder gesund. Die Mutter hat nie wieder solche kleine Tabletten oder irgend eine andere Medizin herumstehen und liegen lassen.

Kinderhände greifen nach allem, und Kinder wollen mit allem spielen. Besonders reizt es sie, dasjenige zu haben, was im allgemeinen kein Spielzeug ist. Wie oft ist es nicht passiert, daß ein Kind der Mutter eine Flasche wegnahm, in der Lysol, eine Säure oder eine andere schädliche Flüssigkeit war und daraus trank. Die Folgen sind dann unübersehbar, und wenn der Arzt nicht gleich zur Stelle ist, so muß ein solches kleines Geschöpf für sein unbewußtes Handeln mit dem Leben büßen.